

rates notwendig macht und die andererseits dem Bürger mit der Notwendigkeit auch die Befähigung nehmen, für sich selbst zu sorgen oder, je nachdem, gemeinsame Angelegenheiten gemeinsam zu regeln. Statt dessen wird er geregelt.

Es scheint, daß in dieser Beziehung für eine Minderheit die Grenzen des Erträglichen bereits sichtbar werden. Und vielleicht haben zwei Phänomene hier ihren gemeinsamen Ursprung: bei einem Teil der Jugend ein *Aussteigen aus dem gewohnten Parteiensystem* und Hinwendung zur Basisdemokratie der Grünen-Bunten-Alternativen mit manchen romantisch-utopischen Rückfällen; bei einem anderen Teil der Jugend eine *neue Religiosität*, bei der die Jugendsekten mit fernöstlichen Pseudophilosophien die

fehlgeleitete Variante und der neuerdings festzustellende regere Besuch der Kirchentage die erfreuliche Variante darstellen.

Wolfgang W. Veiders

Literatur:

Martin und Sylvia Greiffenhagen: Ein schwieriges Vaterland – Zur Politischen Kultur Deutschlands, München 1979.

Wilhelm Hennis, Peter Graf Kielmannsegg, Ulrich Matz (Hrsg.): Regierbarkeit – Studien zu ihrer Problematisierung, Bd. I, Stuttgart 1977.

Dieter Oberndörfer: Konfession, Sozialstruktur und Wahlverhalten – Bundesweite Trends und regionale Unterschiede; in: Herder-Korrespondenz, 33. Jahrgang, Heft 6, Juni 1979, S. 289–294.

Säkularisation und Utopie, Ebracher Studien – Festschrift für Ernst Forsthoff zum 65. Geburtstag, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1967.

Gerhard Schmidtchen: Protestanten und Katholiken – Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern – München 1973.

Gerhard Schmidtchen: Was den Deutschen heilig ist – Religiöse und politische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 1979.

Brennpunkte

Familie: ein Berg von Problemen

Anmerkungen zur beginnenden römischen Bischofssynode

Die Familie befindet sich im Schnittpunkt vieler gesellschaftlicher Veränderungen. Ob sich die Wirtschaftsstruktur eines Landes wandelt, ob die Rechtsverhältnisse sich ändern, ob Kulturen sich umformen oder auflösen, ob das Wertempfinden oder der Lebensstil einer Bevölkerung Verwandlungen unterliegt oder nach neuen Bewußtseins- und Ausdrucksformen sucht: alles wirkt auf die Familie, ihre Lebensgewohnheiten, ihren inneren Zusammenhalt, ihre privaten und öffentlichen Funktionen ein, verändert sie und wirkt über die Familie verändernd auf die Gesellschaft zurück. Die Familie ist somit nicht nur naturwüchsiger Mittelpunkt, „erste Zelle“ der Gesellschaft; sie ist auch Seismograph für kulturelle Umschichtungen mit Tiefenwirkung. Wenn sich das Familienleben nach innen und außen in einem markanten Wandel befindet – das ist gegenwärtig zweifellos der Fall –, dann ist das auch ein Zeichen dafür, daß die Gesamtgesellschaft in gründlicher Umformung begriffen ist. Umgekehrt ist kein gesellschaftliches Gebilde – weil eben in den eigenen Aufgaben und Daseinsformen sehr abhängig von dem, was sich in anderen Gesellschaftsbereichen ereignet – so sehr wie die Familie Veränderungen ausgesetzt, die ihre Ursachen außerhalb seiner selbst haben.

Probleme

Wenn dieser Tage die römische Bischofssynode auf ihrer fünften Generalversammlung die Beratungen über „Die

Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute“ aufnimmt, steht sie vor einem Berg von Problemen. Diese beginnen schon damit, daß im Verhältnis zur Wichtigkeit des Themas selbst in Ländern mit hoher Zivilisation und breiter Verfügbarkeit wissenschaftlicher Instrumentarien *wenig gesicherte Daten*, a. über die Binnenverhältnisse der Familie und die Art der Wahrnehmung ihrer Funktionen und b. ihre gesellschaftliche Leistungsfähigkeit über die ihr zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen hinaus, in der Erziehung, in der kulturellen Ausstattung ihrer Mitglieder, bei der Stabilisierung der Gesellschaft, vorliegen. Auch wenn sich alle darüber einig sind, daß die Familie tragender Pfeiler menschlichen Zusammenlebens und *grundlegende Instanz der Vergesellschaftung* ist, so ist doch vielfach unklar, nicht so sehr, was die Familie für den einzelnen und für ein menschenwürdiges „Funktionieren“ auch des staatlich verfaßten Gemeinwesens bedeutet, sondern wie sie die ihr gestellten Aufgaben auch wirklich erfüllen kann. Wieweit unter den vielfach auch in der Familie selbst stark individualisierten Lebensverhältnissen emotionale Werte tatsächlich vermittelt werden, was die Familie angesichts starker formeller, aber vor allem vielfältiger informeller Konkurrenzen erzieherisch aus sich heraus zu leisten vermag, das zuverlässig zu messen und darüber zu nicht nur gefühlsmäßig begründeten Aussagen zu kommen, ist alles andere als einfach.

Man kennt die statistischen „Eckdaten“, die Umfrageergebnisse bei Jugendlichen und Erwachsenen über die Einschätzung von Ehe und Familie, über die Entwicklung

der Eheschließungen im Verhältnis zur Einwohnerzahl, man kennt das Auf und Ab der Scheidungsziffern und analysiert die Einflüsse, die von einem extrem pluralistisch geprägten Meinungsklima auf die Familie ausgehen. Aber in bezug auf die Familie selbst sind das alles eher Grenzdaten; mit ihrer Hilfe allein läßt sich über Stabilität oder Labilität von Ehe und Familie wenig Sicheres aussagen. Um so größer ist die *Gefahr, zu schematischen Formeln und Schlußfolgerungen zu greifen*. Weil die Scheidungsziffern steigen, wird daraus geschlossen, daß der Zusammenhalt in der Familie insgesamt nachgelassen hat, daß ihre Situation von Grund auf labiler geworden ist. Oder man schiebt, ohne das Ausmaß zivilisatorischer Veränderungen im Umfeld der Familie oder in ihr selbst zu beachten, die Zunahme der Scheidungsziffern vorschnell auf die veränderte, in puncto Scheidung „liberalere“ Gesetzgebung.

Ein zweites Problem ist die *enorme Unterschiedlichkeit der Situationen*. Die Synode ist weltkirchliche Instanz. Sie muß sich folglich auf das beschränken, was sich weltweit zum Thema Familie als gültig erweist oder plausibel vertreten läßt. Aber auch zu solchen Plausibilitäten und Verbindlichkeiten kann ein zentralkirchliches Gremium nur kommen, wenn es die äußerste Differenziertheit der kulturellen und sozialen Verhältnisse, die die Familie unterschiedlich prägen, zur Kenntnis nimmt. Schon in dem relativ homogenen europäischen Kulturkreis sind weder Gestalt noch Situation der Familie so einheitlich, wie es in der öffentlichen Diskussion dargestellt wird. Das gilt allein schon für das Stichwort *Kernfamilie*. Man hat sich angewöhnt, den Wandel von der Groß- zur heutigen Klein- bzw. Kernfamilie einfach dem Übergang von der Agrar- in die Industriegesellschaft gleichzusetzen. Es ist zweifellos richtig, daß die Industrialisierung mit der Auflösung der Familie als Produktionseinheit den Trend zur Kernfamilie, da Kinder nicht als Arbeitskräfte im eigenen Bereich benötigt werden, sondern einseitig auf der Kostenseite erscheinen, verstärkt und die Kleinfamilie zum *Grundtypus* – innerhalb eines durchaus noch differenzierten Gesamtspektrums – gemacht hat. Aber die Großfamilie war in den vorindustriellen Gesellschaften ebensowenig alleiniger Familientypus, wie diese Gesellschaften jemals allein agrarisch oder handwerklich strukturiert waren.

Diese heute von Familienhistorikern übereinstimmend gemachte Einschränkung könnte für sich allein schon eine Hilfe sein, sich einseitig monokausaler Erklärungen, sei es des Rückgangs an Kinderreichtum, sei es bei der Beurteilung oder gar Verurteilung der Kern- oder Kleinfamilie, zu enthalten. Es gibt viele geschichtliche, kulturelle und soziale Ursachen, Kinderreichtum in Grenzen zu halten, und nicht nur das überall gerne apostrophierte „konsumentische“ Klima, das heute in bezug auf die Familie weniger ein Problem des Verbrauchs materieller Ressourcen als des persönlichen und milieuprägenden Verhaltens ist. Auch ist es deshalb wohl legitim, historische, durch den Wandel der Kultur- und Sozialfaktoren bedingte Veränderungen von deren moralischer Wertung abzuheben, damit nicht

ein Typus von Familie (die Kleinfamilie) oder Ehe (die Partnerschaftsehe) generell eines *minderen Ethos* verdächtigt wird, wie das in kirchlichen Äußerungen vielfach noch geschieht.

Beträchtliche Unterschiede sind auch hinsichtlich der *sozialen Schichtung* zu beachten. Auch die Durchschnittsfamilie der industriellen Gegenwartskultur weist je nach sozialer Schicht einen beachtlichen Variantenreichtum an Verhaltensweisen auf, und auch die grundsätzlichen Einstellungen zu Ehe und Familie sind von der sozialen Herkunft und Schichtung mitgeprägt. Eine Unterschichtsfamilie hat selbst bei gleicher Struktur und vergleichbarer zahlenmäßiger Zusammensetzung andere Probleme als die großbürgerliche Familie mit ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Leistungskapazität, aber auch andere als die von der Zusammensetzung der kirchlichen Kerngemeinde vielfach favorisierte und als pastorale Basis unkritisch zugrundegelegte kleinbürgerliche Durchschnittsfamilie – was wiederum etwas über die gesellschaftlich begrenzte Dynamik solcher Gemeinden und der kirchlichen Familienpastoral aussagt. Umgekehrt ist wohl die soziologisch nicht beantwortete und vielleicht auch nicht beantwortbare Frage legitim, ob trotz der milieuhaften Anfälligkeit von Unterschichtsfamilien und deren Kindern diese zu Ehe und Familie als Institution oder besser zur Ehe als institutionell verankertem Lebensrahmen nicht ein weniger problematisiertes Verhältnis haben als die bei uns jedenfalls *extrem privatisierte* kleinbürgerliche Familie. Die Zweifel an Ehe und Familie als Institution kommen jedenfalls stärker aus den bürgerlichen Bildungsschichten mit ihren verfeinerten Lebensgewohnheiten als aus den noch stärker um ihr tägliches Auskommen ringenden Unterschichtsfamilien.

Noch differenzierter ist die Situation der Familie *nach Gesichtspunkten von Geographie und Kulturkreisen*. Es wäre zwar nicht besonders hilfreich, etwa den afrikanischen, in den Stammesverband eingegliederten Typus von Familie mit seinen anderen, weitgehend „traditionell-polygamen“ Eheformen gewissermaßen als regional kulturbeherrschenden Gegentypus der europäisch-amerikanischen Kleinfamilie gegenüberzustellen. Denn auch dieser Familientypus widersteht nur teilweise einem auch in außer-europäischen Kulturen sich verstärkenden Trend zu zivilisatorischer Vereinheitlichung. Auch in afro-asiatischen Kulturen löst sich der Familienclan auf, folgt die Vereinzelung in den urbanisierten Ballungszentren, mit allen bei uns bekannten Formen der Gefährdung und Auflösung von einzelnen Familien, vom eheähnlichen Zusammenleben bis zur „nicht-traditionellen“ Polygamie in der Anonymität großstädtischer Siedlungen. Dennoch sind regionale Kulturen für ein je unterschiedliches Verständnis von Ehe und Familie weiterhin prägend.

Fragestellungen

Noch schwerer als mit der Beurteilung der kulturell, gesellschaftlich und zivilisatorisch sehr unterschiedlichen

und doch wieder – wenigstens im Trend – der Vereinheitlichung zustrebenden Situation der modernen Familie dürfte sich die Synode mit dem *fast unbegrenzten Kreis von Fragestellungen* tun, die mit dem Familienthema gerade in *kirchlicher Perspektive* verbunden sind. Dabei gilt es vor allem, nicht nur Gefahren zu signalisieren, sondern Hoffnungen zu wecken, die den Gläubigen den Eindruck vermitteln, daß sie mit ihren Ehe- und Familienproblemen in der Kirche auch tatsächlich verstanden werden. Es stehen bekanntlich nicht nur Fragen einer glaubwürdigen, durch Glaube und Vernunft einsichtigen Alltagsmoral, sondern auch solche spezifisch kirchlicher Glaubwürdigkeit auf dem Spiel. Es sind nicht nur Randfragen, sondern gerade die zentralen Verhaltens- und Normbereiche strittig. Es geht auch nicht nur um wachsende Diskrepanzen zwischen faktischer Alltagsmoral und moraltheologischen Maximen, sondern um einen sich verschärfenden, grundlegenden Gegensatz zwischen der Erfahrung der Gläubigen und der Begründung ehe- und familienethischer Normen durch Lehramt und (teilweise auch) durch Theologie. Die Spannung zwischen Norm und Einsicht in die Normen ist wohl nirgends größer als auf diesem Gebiet. Nirgends ist der „kognitive Streß“ (*Gerhard Schmidchen*) vieler, durchaus um ein kirchenbezogenes religiöses Leben bemühter Laien ausgeprägter als im Bereich Ehe- und Familienmoral. Das gilt keineswegs nur für die Frage der sittlich vertretbaren Methoden der Empfängnisregelung oder seit „*Humanae vitae*“ und auch nicht nur für die sicher in jeder lokalen Kirche zahlreichen, unmittelbar betroffenen Problemfälle. Betroffen davon sind vor allem die vielen, die nicht um Kompromisse zwischen Norm und faktischer Moral, sondern um die Einsichtigkeit kirchlicher Normen bemüht sind und sich über deren Realitätsbezogenheit und anthropologische Konsistenz Gedanken machen. Damit ist auch das Problem lehramtlicher Zurückhaltung angesprochen, da ja Ehe- und Familienprobleme Alltagsprobleme sind, in denen jeder seine Erfahrungen hat und deren eigenes normatives Gewicht nur umzustoßen ist, wenn trotz aller übernatürlich sakramentalen Begründetheit auch die einschlägigen Normen rational plausibel begründet werden. Daß gerade in Ehe- und Familienfragen aufgrund der gewandelten Verhältnisse, Überzeugungen und konkurrierenden Sinndeutungen beträchtlich viele *Begründungszwänge und Begründungsprobleme* entstanden sind, wird niemand übersehen wollen.

Eine notwendige Fragestellung ist sicher zunächst die *Theologie von Ehe und Familie*. Es werden hier von der Synode keine neuen Durchbrüche zu erwarten sein; es ist rein theologisch bei Lichte besehen ja auch nicht so viel strittig. Das Hauptproblem dürfte sein, das sakramentale Wesen der Ehe im Kontext durchwegs profaner Lebensverhältnisse auch der christlichen Eheleute und Familien verständlich zu machen. Es wird dabei vor allem darauf ankommen, eine weitgehend noch un- oder halbreflektierte *Säkularität von Ehe und Familie* zu bewältigen, die durch die sakramentale Kategorie des Bundes nicht überdeckt werden darf. Denn Sakramentalität und Welt-

lichkeit sind keine Gegensätze. Es ist doch wohl so, daß das sakramentale Zeichen die anthropologische Struktur der Ehe in ihrer theonomen Bezogenheit erhellt, aber gerade in dieser Erhellung die welthafte Natur einer Geschlechts- und Lebensgemeinschaft nicht aufgehoben, sondern *in ihrer eigenen Würde* aufgewertet wird. Es dürfte in der theologischen Argumentation nicht übersehen werden, daß in einer durch und durch weltlich denkenden und lebenden Kultur die Sakramentalität der Ehe an Gewicht zwar nicht verliert, aber nur in der Perspektive welthafter zwischenmenschlicher Beziehungen verständlich gemacht werden kann. Was sicher nicht nur geschichtlich, sondern theologisch gerechtfertigt ist: Gott ist ja in der Schöpfung *als* Schöpfung präsent.

Will man sich nicht in einen erbaulichen, letztlich gar nicht christlichen, aber gelegentlich sehr katholischen Supernaturalismus flüchten, wird man gerade an der Bedeutung *des Welthaften* an Ehe und Familie nicht vorbeikommen. Vermutlich wird man hier um so eher etwas erreichen, je mehr man sich von der Fixierung auf eine bloße Eheologie löst und die *Familie als solche* sowohl als theologische wie menschlich-welhafte Realität genauer in Blick nimmt. Das Mißverständnis, daß noch die „Lineamenta“, das erste Vorbereitungspapier der Synode, die Familie ohne Bezug auf das Kind als „Gemeinschaft eines Mannes und einer Frau, die in unauflöslicher, ehelicher Liebe nach der von Gott errichteten Ordnung verbunden sind“ definieren (I compiti della famiglia cristiana nel mondo contemporaneo, EDB, Bologna 1979, S. 6), dürfte kaum von ungefähr kommen. Sosehr die Ehe nach traditioneller Lehre und geltendem Recht an der „procreatio prolis“ orientiert ist, so daß für die Geschlechts-, Liebes- und Lebensgemeinschaft noch in der Zeit vor „*Gaudium et spes*“ und „*Humanae vitae*“ nur notdürftig Platz blieb, so sehr ist das *theologische* Verständnis der Ehe einseitig auf das Verhältnis der Gatten fixiert.

Außer der theologischen Fragestellung wird eine Reihe von *Einzelthemen*, die sich mit dem Thema Familie indirekt oder direkt berühren, nicht zu umgehen sein. Sie sorgen für ein gut Teil der gegenwärtigen öffentlichen Polemik oder berühren grundlegende ethische Fragen. Zu letzteren gehört zweifellos die *ethische und rechtliche Beurteilung des Schwangerschaftsabbruchs*. Eine Aussage dazu ist schon deswegen unumgänglich, weil praktisch in allen Industriestaaten der Schwangerschaftsabbruch strafrechtlich weitgehend liberalisiert ist und er in immer mehr Entwicklungsländern liberalisiert wird. Die Kirche wird und darf sich um eines effektiven Schutzes des menschlichen Lebens und seiner Würde willen, auch in seinen „Randzonen“, damit nicht abfinden. Zu hoffen ist, daß dabei nicht nur der klare Standpunkt christlicher Ethik wiederholt wird, wonach jede Abtreibung aufgrund welcher Indikationen auch immer sittlich verwerflich ist (wenn auch nicht jeweils in gleichem Maße), sondern daß Sitten- und Rechtsordnung nicht in der Weise gleichgesetzt werden, daß für eine rechtsethisch begründete Differenzierung des Strafrechts gar kein Raum bleibt. Wenn allerdings zutrifft, was der italienische „*Giornale Nuovo*“

(vom 2. 9. 80) berichtet, daß die Befürworter eines Referendums gegen das italienische Abort-Gesetz in Zwist mit der dortigen Hierarchie geraten sind, weil sie bereit waren, den therapeutischen Abort straffrei zu lassen (wohlgemerkt nicht ihn irgendwie moralisch billigten), und daß diese „Laxheit“ von den obersten vatikanischen Stellen scharf mißbilligt wurde, wird man von der Bischofssynode trotz der einschlägigen Erfahrungen während der letzten Jahre eine politisch gangbare und rechtsethisch vertretbare Differenzierung von sittlicher Verwerflichkeit und strafrechtlicher Verfolgung nicht erwarten dürfen.

Zu den Themen, die Gegenstand öffentlicher Polemik sind, gehören die *Stellung der Frau in Familie und Beruf*, Fragen der ehelichen und außerehelichen Sexualität wie auch das Thema *Homosexualität*. Es ist zu hoffen, daß die Synode sich hier nicht an Einzelheiten verhärtet oder sich durch nur scheinbar heiße Themen aufhalten läßt, die genauer besehen nicht immer von äußerster Dringlichkeit sind. Selbst wo sie wirklich dringlich sind, könnten sie durch positive Aussagen ohne das Nachholen bereits anderswo bis ins Extrem geführter Diskussionen am ehesten vorangebracht werden. Das würde auch für das Stichwort Homosexualität gelten, wo es nach heutigem Wissensstand wohl möglich wäre, daß die Kirche den Homosexuellen in seiner schicksalhaft verflochtenen sexuellen Andersartigkeit akzeptiert, ohne die Gleichgeschlechtlichkeit in der sittlichen Bewertung mit Heterosexualität gleichzusetzen.

Zur Stellung der Frau, nicht in erster Linie in Kirche und Gesellschaft überhaupt, denn das hätte mit Familie nur entfernt zu tun, sondern in der Familie und im Verhältnis der Partner zueinander, würde ein klares Bekenntnis zur Partnerschaft von Gleichrangigen, aber auf gegenseitige Ergänzung Angewiesenen den tatsächlichen sozialen und seelsorglichen Bedürfnissen genügen. Auf feministische Untiefen muß sich ein zentralkirchlich-bischöfliches Gremium gewiß nicht einlassen. Die entsprechenden Schlachten sind bereits anderswo geschlagen.

Um zu einer fruchtbaren Beratung und noch mehr um zu einem sinnvollen Ergebnis zu kommen, wird man ohnehin nach wirklich vordringlichen und aktuellen, aber weniger vordringlichen, weil für die Situation der Familie und den seelsorglichen Auftrag der Kirche ihr gegenüber weniger grundlegenden Fragestellungen sortieren müssen. Die Vordringlichkeit dürfte sich dabei de facto auch ein Stückweit danach richten, wieweit sich zu einer bestimmten Frage wirklich weltweit und gesamtkirchlich etwas aussagen läßt.

Besondere Dringlichkeit hat zweifellos die Frage nach dem *Funktionswandel der heutigen Familie*, obwohl sie sich nicht weltweit einheitlich beantworten läßt, weil gerade kirchlich der Funktionswandel oft zu einseitig als Funktionsverlust eingestuft wird. Es gibt sicher tiefgreifende Funktionsverluste der Kleinfamilie, gemessen an der agrarischen oder handwerklichen Großfamilie als Lebens- und Produktionseinheit. Aber, wie schon eingangs gesagt, trifft das historisch nur einen Grundtypus der Familie; es gab andere Familienformen (z. B. in der vorindustriellen

Arbeiterschaft), die nie eine Einheit von Lebens- und Produktionsgemeinschaft darstellten (vgl. u. a. *Edward Shorter*, Die Geburt der modernen Familie, Reinbek bei Hamburg 1977, bes. S. 230ff, und *Michael Mitteraner*, Faktoren des Wandels historischer Familienformen. In: Helge Pross [Hrsg.], Familie wohin, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 83–131). Und: die Kleinfamilie der spätindustriellen Gesellschaft hat nicht nur Funktionen abgegeben, sondern auch neue ausgebildet bzw. verfeinert: die Familie ist heute z. B. mehr Heimstatt emotionaler Bindungen und Lebensäußerungen als die von tausend kleinen Sachwelten bestimmte bäuerliche Familie. In der Erziehungsfunktion muß sich zwar die heutige Familie viele Aufgaben mit institutionalisierten oder frei konkurrierenden Miterziehern (Schulen, Medien, Cliques, Idole) teilen. Die elterliche Autorität ist beileibe nicht konkurrenzlos. Aber sie ist als Regulator sowohl in den eigentlichen erzieherischen Fragen wie unter Aspekten allgemeiner Sozialisation besonders unentbehrlich geworden. Wenn die Wahrnehmung der erzieherischen Funktion auch zugleich schwieriger geworden ist, so ist sie doch nicht von geringerer Bedeutung oder geht deswegen der Familie nicht verloren.

Weil diese aber schwieriger geworden ist, dürfte die *Familie als Erziehungsinstanz* eine zweite, in jeder Hinsicht vorrangige Fragestellung sein. Dies anmerken heißt freilich auch die Frage stellen, wie ein gesamtkirchliches Gremium ohne die fachliche Beratung durch Fachleute aus pädagogischer Theorie und Praxis zu einer für die erzieherisch verunsicherten Familien hilfreichen Aussage kommen kann: eine Frage an die Struktur nicht nur dieser Generalversammlung der Synode.

Erzieherische Funktion heißt für die Familie von Christen vor allem auch *Wahrnehmung der Aufgabe religiöser Erziehung*. Diese wird zweifellos ein zentraler Diskussionsgegenstand der Synode sein, schon weil der Papst, wie er in seinem Aufruf an die Weltkirche aus Anlaß der Bischofssynode hervorhebt, das Thema Familie mit der Fragestellung der beiden vorausgegangenen Synoden „Evangelisierung“ und „Katechese“ eng verbunden sieht (vgl. HK, September 1980, 479). Wenn man davon ausgeht, daß die Familie ihren Aufgaben nach „Kleinkirche“ ist, die als erste und zunächst Christen heranbildet, und damit die gegenwärtige Entfremdung der jungen Generation bereits im Kindesalter gegenüber der Kirche vergleicht, dann wird man sich über den gerade religiös sehr differenzierten Zustand dieser „Kleinkirche“ oder „christlichen Urzelle“ Familie kaum Täuschungen hingeben. Die „christliche Familie“, die von der Synode in erster Linie angesprochen wird, ist selbst im Umkreis der kirchenzugehörigen Katholiken eher die Ausnahme. Dies gilt um so mehr, als sich Traditionen religiöser Praxis (familiäre religiöse Riten, Gebet, Erziehungsregeln) in der im gesellschaftlichen Meinungspluralismus lebenden Einzelfamilie nicht von selbst vermitteln, sondern deren Vermittlung einer eigenen Anstrengung bedarf. Diese Aufgabe kann von Eltern unterschiedlichen oder gar gegensätzlichen religiösen Interesses nur sehr schwer und selten zulänglich geleistet werden. Einen Schritt voran käme man hier wohl nur mit Hilfe

einer konzentrierten Anstrengung von Familie, Gemeinde, kirchlicher Jugendarbeit, Religionsunterricht und Katechese. Vor allem aber ist die Frage nach der religiösen Erziehung und Sozialisation in der Familie auch ein dringender Hinweis für alle Seelsorger, hier nicht nur Hilfestellungen zu geben, sondern den Eltern gerade auch in der Predigt zu sagen, daß Glaube entweder durch Gespräch und Verhalten vor allem in der Familie oder gar nicht tradiert wird.

Erwartungen

Man zögert, im Blick auf diese Synode von *Erwartungen* zu sprechen. Die Kirche befindet sich in einer Phase der Konsolidierung als Volkskirche des begrenzten Milieus; dazu bedient sie sich nicht primär der problemlösenden Diskussion und der vorbehaltlosen Auseinandersetzung, sondern des eher massenwirksamen Mittels der öffentlichen Selbstdarstellung. Das der Synode aufgegebenes Thema ist auch zu vielseitig belastet, um für einen neuen Aufbruch oder gar Durchbruch geeignet zu sein: „*Humanae vitae*“ liegt noch nicht lange zurück. Wenngleich die Schere zwischen dem nicht nur faktischen, sondern bewußten Verhalten – man kann wohl sagen – der Mehrzahl der Katholiken und den lehramtlich von der Kirche verkündeten Grundsätzen sich nirgendwo sonst so breit öffnet und die damit verbundene Schizophrenie bei vielen Gläubigen auf die Dauer nicht gutgehen kann, wird man wegen der Parallele zu zahlreichen anderen und in der Sache wesentlich schwierigeren Problemen (Abtreibung, Ehescheidung, „freie Liebe“) aus Sorge vor Dambrüchen im normativen Bereich eher zur Festschreibung tradierter Normen als zu einer offenen Diskussion von deren Für und Wider neigen. Die Vorbereitung der Synode und eine Reihe bekannter Äußerungen des Papstes unterstreichen, daß in der Frage der Empfängnisregelung an dem Grundsatz der „natürlichen“ Methoden als dem allein vertretbaren sittlichen Verhalten entschiedener denn je festgehalten wird. Da sich in diesem relativ einfachen und kaum zentralen Problemaspekt nichts bewegt, ist in anderen, von der anthropologischen wie exegetischen Forschung her durchaus lösungsreif gewordenen Fragestellungen (dies gälte auch für eine differenziertere Pastoral wiederverheirateter Geschiedener; vgl. HK, September 1980, S. 462 ff.) kaum mit deutlicheren neuen Akzenten zu rechnen.

Dennoch werden weder Bischöfe ohne Erwartungen in die Synode gehen noch die von ihr betroffenen Katholiken sie ohne Hoffnung begleiten. Eine subjektiv formulierte, wenn vielleicht auch nicht ganz unrealistische Erwartung wäre, daß die Synode zum ersten in nüchterner Gelassenheit Krisensymptome, die die Familie gegenwärtig belasten, in differenzierter Darstellung von Erscheinungen unterscheidet, die nur scheinbar ihren Bestand gefährden. Es werden dann nicht viele bestandgefährdende Signale übrigbleiben. So sind die gestiegenen Scheidungszahlen Ausdruck einer kulturell gewandelten Befindlichkeit der

Ehe, zusammengesetzt aus hoher Lebenserwartung, intensiverem Angewiesensein der Partner aufeinander in der Kleinfamilie, Lockerung der verhaltensnormierenden öffentlichen Sitte; aber sie gefährden nicht Ehe und Familie als Urzelle menschlicher Gesellschaft. Gegen eine solche generelle Gefährdung spricht ja auch schon die Tatsache, daß die meisten Geschiedenen wieder heiraten, also eine neue Bindung in einer Vollehe suchen. Bedenken könnten eher aus dem Umstand kommen, daß die jüngere Generation in einem beträchtlichen Ausmaß (genaue statistische Erhebungen lassen sich darüber nicht anstellen) das *Zusammenleben ohne Eheschließung* sucht. Aber die Situation insgesamt spricht eher dafür, daß es sich bei dem jetzigen Ausmaß mindestens teilweise um eine vorübergehende Erscheinung handelt, die Ausdruck eines gewissen Unwillens gegenüber festen Bindungen ist. Dieser dürfte seinerseits die Folge einer in der Familie gepflegten privatistischen Mentalität sein. Hier könnte seelsorglich angesetzt werden. Zu überwinden wäre aber auf jeden Fall eine fatalistische kirchliche Mentalität, die in jedem gesellschaftlich begründbaren Krisensymptom schon den einsetzenden Untergang von Ehe und Familie sieht. Es ist gerade dieser Fatalismus, die ständige Angst vor dem Dambruch, der die Kirche der Kraft beraubt, die einzelnen Symptome sachgerecht zu prüfen und sittlich-gesellschaftlich einzuordnen.

Eine zweite Erwartung betrifft das *Verhältnis von Sexualität und Ehe*. Es ist unbestrittene sittliche Norm, daß volle humane Geschlechtsgemeinschaft in der Ehe münden muß, wenn sie selbst an ihr Ziel kommen soll. Dennoch ist wohl eine gewisse Differenzierung möglich; was nicht kirchlich-christliches Hochethos ist, muß noch nicht schlechthin verwerflich sein; das gilt sicher auch für verschiedene Formen vorehelicher Geschlechtsgemeinschaft, soweit diese Ausdruck einer echten Liebe und Partnerschaft sind. Man merkt an der Rolle mancher Eingaben aus Afrika bei der Vorbereitung der Synode, daß hier eine gewisse Bereitschaft zur Differenzierung einsetzt. Offenbar ist man vorchristlich geprägten Kulturen gegenüber eher bereit, Formen und Übergangsformen von geschlechtlicher Gemeinschaft, die nicht mit Ehe im Sinne des Kirchenrechts identisch sind, eine eigene ethische Qualität zuzubilligen als parallelen Phänomenen in nachchristlichen Kulturen, wo so etwas schlechthin als Kompromiß mit dem Sittenverfall erscheint. Aber mit so unterschiedlichen Maßstäben kann man auf die Dauer nicht messen.

Und eine letzte, vermutlich nicht ganz realistische, aber doch berechtigte Erwartung: daß die Synodenbeschlüsse zum Thema Familie, ob sie nun von der Synode selbst oder vom Papst „*motu proprio*“ publiziert werden, in einer Argumentationsweise und Sprache abgefaßt werden, bei der auch eine theologisch und vor allem in kirchlicher Sprache wenig vorgebildete Familie an der Schlüssigkeit der Argumentation spürt, daß von ihrer Sache gehandelt wird. Ein Dialog ist immer dann besonders schwierig, wenn die eine Seite fast ausschließlich von der eigenen Le-

benserfahrung und aufgrund der beiderseitigen Lebensumstände, die andere vorwiegend nur von der abstraktnormativen Ebene her argumentieren kann. Diese von vielen Laien, aber auch von Geistlichen in der Seelsorge als eher mißlich empfundenen Situation wäre zu mildern, wenn die lehramtliche Verkündigung über Ehe und Familie auch dort, wo Schwächen und Mißstände angesprochen

werden, sich der Sprache eines abgenutzten kirchlichen Mitleids enthält und die Mündigkeit des einzelnen in der Weise ernst nimmt, daß sie ihm klare Aussagen über das Zurückbleiben hinter sittlichen Forderungen zumutet, aber nicht Lasten auferlegt, deren Sinn für ihn im dunkeln bleibt. Jedes hohle theologische Wort ist gerade in Sache Ehe und Familie zuviel.

David A. Seeber

Interview

Drogensucht – eine Zivilisationskrankheit der Adoleszenz

Ein Gespräch mit dem Freiburger Arzt und Biochemiker Gerhard Friedrich

Drogenabhängigkeit scheint – und darin liegt angesichts der Breite des Phänomens eine zusätzliche Tragik – gegenwärtig fast ausschließlich ein Problem der heranwachsenden Generation zu sein. Dadurch bedingt sind auch die besonderen Chancen und Schwierigkeiten der Therapie. Mit beiden Fragenbereichen beschäftigt sich das folgende Interview mit dem Freiburger Arzt und Biochemiker Gerhard Friedrich. Friedrich ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am gerichtsmedizinischen Institut der Universität Freiburg und verfügt als Arzt und Gutachter im Bereich der Drogenabhängigkeit und der Therapie von Drogensüchtigen über eine breite Erfahrung. Die Fragen stellte D. A. Seeber.

HK: Herr Dr. Friedrich, seit Jahren heißt es, die Drogenkonsumenten würden immer jünger und sie würden immer härtere Drogen nehmen. Hält dieser Trend weiter an?

Friedrich: Dieser Trend hält an bzw. verstärkt sich noch. Die Situation hat sich in der Bundesrepublik im Verhältnis zu den frühen siebziger Jahren in der Weise geändert, daß Anfang der siebziger Jahre fast ausschließlich der Konsum von Cannabis-Produkten üblich war. Besonders in den Jahren 1974/75 kam es zu einer Umstellung auf die harten Drogen bzw. fast ausschließlich auf Heroin. Wurde dieses anfangs noch relativ selten verwendet, so ist es inzwischen zur fast lawinenartigen Ausbreitung von Heroinkonsumenten gekommen, die nicht zuletzt durch zahlreiche Todesfälle und durch eine lawinenartige Zunahme von Rauschgiftdelikten signalisiert wird. Zur Illustration: 1966 wurden ganze 810 Rauschgiftverdächtige registriert; 1970 waren es 16188; 1979 hingegen bereits 47258. Die Zahl der Rauschgiftdelikte wird für das gleiche Jahr mit 51445 angegeben.

HK: Wir haben es gegenwärtig also mit einer fast ausschließlichen Konzentration auf Heroin zu tun?

Friedrich: Ja, es geht gegenwärtig fast nur um Heroin. Wir hatten im letzten Jahr 620 Todesfälle von Heroinsüchtigen in der Bundesrepublik, während es im Jahre vorher „nur“ 400 und 1977 200 waren. Die Zahl der Todesfälle aufgrund von Heroinkonsum liegt prozentual zur Bevölkerung gesehen wesentlich höher als selbst in den Vereinigten Staaten. Man muß wegen der rapid ansteigenden Todesfälle von einer epidemiehaften Ausbreitung sprechen.

„Man muß davon ausgehen, daß heute schon 12- bis 14jährige heroinabhängig sind“

HK: Es scheint in der Drogenszene so etwas wie herumziehende Märkte zu geben. In den USA hat der Drogenmarkt bereits umgeschaltet auf Kokain. Die Heroinephase scheint dort im Abklingen zu sein. Könnte es bei uns zu einer ähnlichen Entwicklung kommen? Bzw. ist damit zu rechnen, daß die jetzt überschwappende Heroinwelle in wenigen Jahren vorüber ist oder durch andere noch härtere oder auch weichere Drogen abgelöst wird?

Friedrich: Nein, denn daß es in Amerika anders ist, hat damit zu tun, daß das Heroin in den USA sehr teuer, bei uns aber relativ billig ist. In Amerika kostet das Heroin ungefähr das vier- bis fünffache der Preise in Deutschland. Der Grund dafür ist der neue Markt, den die Türken bei uns erschlossen haben. Das türkische Heroin ist billig und weist dazu noch einen hohen Reinheitsgrad auf. Es enthält zu 70 bis 80 Prozent reines Heroin, während das in den Vereinigten Staaten auf dem Markt befindliche Heroin nur wenige Prozent reines Heroin enthält. Der hohe Reinheitsgrad des Heroins führt häufig zu tödlichen Überdosierungen. Daraus erklärt sich zu einem guten Teil die hohe Zahl von Todesfällen.